Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 301

Artikel: Demokratie und Gesundheit
Autor: Bossart, Rolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-954305

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Demokratie und Gesundheit

Für die Zeiten nach Corona: eine Art Märchen und Reflexionen über Verhältnisse und Zweifelsfälle, samt einer Kritik am Triumph der Gesundheitslogik. Von Rolf Bossart

In Zeiten, als das Streiten nichts mehr half, erzählte man sich gerne die folgende Geschichte: Als die Völker alt und müde geworden und in äusserster Pein und Not von der letzten lösungsorientierten Regierung erlöst worden waren, da sagten sie zueinander: Auf! Lasset uns eine Königin und einen König erwählen, die uns gemeinsam regieren sollen. Und sie schickten Boten aus, ein solches Paar zu suchen, das nichts weiter tun sollte, als jeden Tag zu einem neuen Problem alle Bedenkenträger anzuhören, eine Liste mit dem Dafür und Dawider zu erstellen und diese Liste im grossen Buch der unlösbaren Probleme abzulegen. Solange, bis auf diese Weise alle wichtigen Probleme zu unlösbaren Problemen erklärt worden wären.

Viele Jahre zogen ins Land und als bereits die meisten Boten ergebnislos zurückgekehrt waren, da stand einer von ihnen am äussersten Rand der Welt plötzlich vor einer Hütte, aus der lautes Rufen und Zetern drang. Neugierig trat er ein. Nach langem Warten, da die Streitenden keinerlei Notiz von ihm genommen hatten, räusperte er sich und fragte, ob er behilflich sein könne. «Das verstehst du nicht!», meinte die Frau. «Wie willst du uns helfen, wenn wir uns schon seit unserer Hochzeit vor sieben Jahren nicht einig werden und Tag und Nacht denselben Streit austragen?», fragte der Mann. «Dann seid ihr wohl die Richtigen!», rief der Bote erfreut und erzählte ihnen von seinem Auftrag. Die beiden hörten zu, wiegten den Kopf und fragten dann wie aus einem Mund: «Und dann, wenn alle Probleme in diesem Buch drin sind?» «Ja, was dann?» wiederholte der Bote, und fügte hinzu: «Das ist die Frage, auf die wir auch keine Antwort wissen. Wenn ihr sie aber wisst, dann sollt ihr Königin und König sein.» «Ich glaube fest daran, dass die Probleme nie ausgehen und wir ewig mit Listenmachen und Abheften beschäftigt sein werden», sagte der Mann, worauf die Frau sofort ergänzte: «Aber nein, man muss natürlich diese Listen jeden Abend durchgehen und anzweifeln, dass es sich um unlösbare Probleme handelt, erst dann gehen uns die Probleme wirklich nicht aus.»

Diese Antworten erschienen dem Boten zwar nicht über alle Zweifel erhaben, aber mangels Alternativen und auch weil er in sich einen Funken Glauben spürte, dass es doch die Richtigen sein könnten, brachte er die beiden in die Hauptstadt der Völker. Man empfing sie mit Jubel und Skepsis, zeigte ihnen Thronsaal und Buch und überliess sie sich und den täglich antretenden Bedenkenträgern. Das Königspaar hörte zu, fertigte Listen, heftete sie ab, prüfte sie am Abend und setzte für die zweifelhaften Fälle Arbeitsgruppen ein, die sich wiederum von Expertengruppen beraten liessen und diese wiederum von Laien, und alle zusammen traten irgendwann wiederum vor die Könige und so weiter. Daneben blieb den Monarchen ausgiebig Zeit für ihren eigenen Zank.

Die Bevölkerung hatte sich zwar auch von dieser neuen Regierung wenig erhofft. Und trotzdem wurde man positiv überrascht. König und Königin waren sich zwar niemals einig und fällten daher niemals einen Entscheid, aber alle Probleme wurden ständig und überall von den unzähligen Arbeitsgruppen erörtert, geprüft und erwogen (wobei immer wieder ein Streit darüber entbrannte, ob nun das Prüfen oder das Erwägen die höher zu bewertende Tätigkeit sei), keines ging vergessen, alle wurden wichtig genommen, und da man ob des Debattierens nur noch sehr wenig Zeit zum Arbeiten hatte, kriegten alle Streitzulagen, von denen sich gut leben liess. Diejenigen aber, die nicht streiten wollten, die Harmoniker und die Eindimensionalen, nannte man spöttisch «Streitbrecher» und verbot zum Schutze der Streitenden grössere Ansammlungen von ihnen.

Ab und zu kam irgendeiner von irgendwoher und stellte sich auf irgendeinen Marktplatz, laut rufend: «Ich habe die Lösung für eure Probleme!» Da lachte man und gratulierte ihm, schickte ihn zum Palast, wo man solche Leute stets mit dem grössten Respekt behandelte und sie in gut dotierte Stellungen brachte, für den Fall, dass man ihren Rat brauchen würde. Wobei solche Fälle freilich nur sehr selten eintraten.

Vom Märchen zurück in die Realität: Es wird viel argumentiert und lamentiert in diesen Zeiten. Das ist, wenngleich in der Krise kontraproduktiv und unerwünscht, ganz normal und vor allem irgendwie wichtig. (Wobei diejenigen, die es immer besser wissen, zwar nerven, aber dennoch sehr viel weniger

als diejenigen, die alles Besserwisserei nennen und es wider besseres Wissen besser finden, wenn es niemand mehr besser wissen wollte als diejenigen, die es von Berufs wegen besser wissen sollten.)

Es wird auch mehr gedacht, als man glaubt, und weniger geglaubt, als man denkt, was aber nicht automatisch nur gut ist. Aber es kommt bei alldem auch immer viel weniger heraus, als man befürchtet oder hofft, was natürlich auch für die in diesem Text gemachten Behauptungen gilt. Überhaupt ist von vielem sehr viel weniger vorhanden, als wir meinen, und von anderem sehr viel mehr. Das heisst, diese Krise zeigt, wie alle Krisen, zwar wenig Neues, aber sie macht vielleicht Neues möglich und sicher einige ungeklärte Fragen und einige Verhältnisse etwas klarer: Entscheidungs- und Argumentationsverhältnisse, Kritik- und Widerstandsverhältnisse, Besitz- und Machtverhältnisse, Wert- und Bedeutungsverhältnisse.

Entscheidungs- und Argumentationsverhältnisse

Wo Krise ist, muss mehr entschieden werden, als gut ist für die öffentliche Verwaltung und die Demokratie. Denn der gute Ruf des Entscheidens kommt aus jenen Führungsseminaren, die – unter den verschärften Wettbewerbsbedingungen einer auf Quartalsgewinne ausgerichteten Wirtschaft – die Lehren aus Krieg und Krise zu Lehrsätzen machten. Der strenge Glaube an ein lineares Ursache-Wirkungsdenken, dass also die richtige Entscheidung zur richtigen Zeit das Richtige bewirkt, hat aber den Konstruktionsfehler, dass gerade die Krise, in der es wirken soll, ja nur deshalb eine Krise ist, weil sie aus Dilemmas besteht, die nur schlechte und also auch nur falsche, aber so gesehen auch wiederum nur richtige Entscheidungen zulassen.

Das heisst erstens, dass auch an der richtigen Entscheidung immer etwas Falsches und an der unterlegenen, also nicht gefällten etwas Richtiges gewesen wäre. Und zweitens, dass jede Entscheidung, die – wie jeder Hobbyphilosoph mühelos erkennen kann – angesichts der ungewissen Zukunft stets auf der Grundlage von zu wenig Wissen gefällt werden muss, immer auf den Zufall oder die Vorsehung, auf wohlgesinnte Nachgeborene oder meinetwegen schlampige bzw. ideologische Evaluationsteams hoffen muss, um als gute Entscheidung in die Geschichte eingehen zu können.

Das heisst nun alles nicht, dass es keine Entscheidungen braucht und dass die, die sie fällen, nicht mit Wohlwollen und Vertrauen ausgestattet sein sollten. Aber es heisst, dass ihre Tätigkeit, wiewohl notwendig, auch einen stark pragmatischen und symbolischen Charakter hat und nicht immer sehr weit weg ist vom Würfeln, einer Tätigkeit, ohne die, nach dem berühmten Wort von Albert Einstein, ja nur Gott auskommt. Und es heisst weiter, dass man die Entscheidungen auch in jenem Bewusstsein fällen und bewerten soll, das wir ein Tragisches nennen.

Und daher zeigt die Krise, diese Hochzeit der Exekutive und der Entscheidungen, der Demokratie nicht nur ihre Brüchigkeit auf, sondern vor allem, dass es ihr nicht gut tut, wenn sie zu viele schnelle Entscheide fällen muss. Und dass also Zeiten und Gesellschaften, die nach starken und raschen Entscheiden glauben rufen zu müssen, bald keine demokratischen mehr sein können. Denn so dringend wie das Schaf den Zaun gegen den Wolf braucht die Demokratie Schonräume, in denen endlos gestritten, debattiert, erwogen, gerungen und gezaudert werden kann und wo es tatsächlich die Hauptsache ist, dass man darüber geredet hat. Das heisst, es kommt darauf an, dass das, was normalerweise der Fall ist, ein Zweifelsfall ist – was nicht der Fall ist, wenn Zweifel auf keinen Fall erwünscht sind.

Die glückliche Demokratie verhält sich nach der Krise wie die jüdischen Gelehrten Hillel und Schammai. Diese stritten sich während zwei Jahren darüber, ob es gut oder schlecht sei, dass der Mensch erschaffen worden sei. Sie kamen zu keinem Ergebnis, so dass sie sich nur mit einer Abstimmung behelfen konnten. Die Abstimmung gewann Schammai, der behauptete, dass es besser gewesen wäre, wenn der Mensch nicht erschaffen worden wäre. Ein weiser Entscheid, denn so konnte man sich darauf einigen, dass die Lage mies war, man es besser gewusst hätte als Gott und jetzt aber, da der Mensch leider einmal da sei, das Beste aus dem Schlamassel machen müsse. Und immerhin sei man ja nicht selber verantwortlich und könne daher Gott zur Rechenschaft ziehen, was, wenn man es näher bedenke, doch eine komfortable Lage sei, eine Art Grandhotel am Abgrund oder de Füfer und s'Weggli. Diesem positiven Pragmatismus konnte schliesslich auch Hillel zustimmen.

Nicht auszudenken dagegen, wenn Hillel gewonnen hätte: Wer, wenn es einfach gut wäre, dass der Mensch erschaffen worden ist, hätte dann auf die Leidenden und die Miesepeter gehört, wer hätte ihnen das Gefühl gegeben, dass sie zwar recht hätten, aber dass man jetzt halt trotzdem vorwärts schauen müsste; vielmehr hätte man den ganzen miesen Zirkus, der die Welt nun einmal ist, dauernd schönreden müssen, und die Stänkerer hätten die Faust im Sack gemacht und wilde Theorien darüber verbreitet, wem dieses positive Getue am meisten nütze, und plötzlich wären es diese gewesen, die den Menschen so mies erschaffen hätten, nur um ihn im Regen stehen zu lassen und sich an ihm zu bereichern und zu belustigen.

Kritik- und Widerstandsverhältnisse

Man sieht, wie wichtig es ist, dass in der Demokratie erstmal alles schlecht geredet wird, dass man allen Klagen Raum gibt und allen Klägern recht, denn niemand klagt, wenn er sich nicht schlecht behandelt fühlt, und die Demokratie, wenn sie gut ist, muss alle schlecht behandeln. Eine positive Grundstimmung mag gut fürs Geschäft sein, für die Demokratie ist das nichts. Das heisst, die einzig richtige demokrati-

sche Aufarbeitung des Corona-Krisenmanagements beginnt mit der Feststellung, dass das alles ein Debakel war, und endet damit, dass man in dieser schwierigen Lage sicher nach bestem Wissen und Gewissen entschieden hat und man jetzt halt aber das Beste daraus machen müsse. (Bitte nicht umgekehrt, denn das hiesse, dass man die schwierigen Punkte, statt sie zu relativieren, verleugnen und verdrängen müsste und die nächsten Fehler in der nächsten Krise nicht wider besseres Wissen machen würde, wie es üblich ist, sondern nach besten Wissen und Gewissen oder «sehenden Auges», wie man die gouvernementale Selbstgerechtigkeit früher genannt hat.)

Besitz- und Machtverhältnisse

Damit nicht alles, was man über das Streiten und Entscheiden in Krisen und Demokratien sagen kann, zynisch oder sinnlos ist, gehört die Balance und der Ausgleich der Besitz- und Machtverhältnisse zur stetigen Sisyphusaufgabe jedes demokratischen Staates, da wirklich demokratisch gestritten nur werden kann, wo die Existenz von allen gesichert ist. Alles andere ist Klassenkampf und nicht Demokratie.

Demokratie kann also auf Dauer nicht nur ausserhalb von Krisen funktionieren, sondern auch nur dort, wo Klassenkämpfe nicht nötig sind, was freilich in kapitalistischen Ökonomien, in denen wir ja alle leben, nur höchstens halb und halb der Fall sein kann und daher die Demokratie auch von daher betrachtet bloss ein prekärer Zustand ist. Kommt hinzu, dass in der Krise sich immer nur alles, was da ist, nochmal akzentuiert, dass also in der Krise noch verstärkt gilt: Wer hat, dem wird gegeben und wer nicht hat, dem wird auch noch genommen, was er hat.

Ob die Immobilienfirmen, die über Jahrzehnte von niedrigen Kapitalzinsen und gigantischen Mieten profitiert haben, zu Zinserlass gezwungen werden dürfen oder ob die Dividendenzahlungen trotz staatlicher Hilfen an die entsprechenden Unternehmen verboten werden können, das sind selbstverständlich demokratische Dispute, für die sich auf beiden Seiten stichhaltige Argumente finden lassen.

Wenn die umstrittenen Entscheide aber meistens und absehbar zu Gunsten der besitzenden Klasse ausfallen und wenn die Mittel, die für umkämpfte Debatten ausgegeben werden können, diese Debatten entscheidend beeinflussen, wenn die Verflechtungen von Regierung und Parlament mit den besitzenden Klassen sehr eng sind usw., dann sind die strittigen Fragen, um die es in der Demokratie gehen muss, stärker vom Klassengegensatz geprägt, als es die Demokratie ertragen kann.

Die Schweiz hat vom vielen Geld, das sie hat, zwar wirklich viel für viele locker gemacht, aber nebst Mieterlass und Dividendenverbot wäre es nach der Krise für den Ausgleich das Mindeste an ökonomischer Solidarität, dass alle, die keinen Verdienstausfall während der Krise zu beklagen hatten oder gar daran verdient haben, je nach Lohnniveau eine Umverteilungs-Sondersteuer bezahlen sollten.

Wert- und Bedeutungsverhältnisse

In einer Krise zeigen sich die wahren Werte, sagt man. Doch nicht immer ist das, was einem die Aussenwelt als wahre Werte aufdrängt oder das, was man aus der eigenen Innenwelt so aufsteigen sieht, dasselbe – geschweige denn beruhigend. Freude herrscht, wenn das, was nun alle wollen, bei mir im Überfluss vorhanden ist: Gold oder Klopapier. Angst, wenn ich feststelle, dass ich das, was ich jetzt ganz dringend brauchen würde oder was mir alle einreden, dass ich es brauche, nicht habe: finanzielle Absicherung oder Familie. Verwirrung schliesslich, wenn ich das, was sich in mir so eindringlich meldet, eigentlich nicht gutheissen kann: Sicherheitsattacken oder Misstrauen.

Die wahren Werte können sich gegenseitig verstärken oder auch bekämpfen oder beides miteinander. Letzteres gilt besonders in der Coronakrise für zwei der wichtigsten «wahren» Werte unserer Gesellschaft: das Kapital und die Gesundheit.

Trotz ihres unaufhaltsamen Aufstiegs seit der Neuzeit war die Gesundheit meistens die Magd des Kapitals. Die von Georg Seesslen beschriebenen vier grossen Angst-vor-dem-Sterben-Industrien, die einen Grossteil unserer Wertschöpfungsketten bestreiten, machen dieses Verhältnis überdeutlich: erstens die Sport-Gesundheits-Wellness-Industrie, zweitens die Spital-Pflegeindustrie, drittens die Versicherungs-Präventionsindustrie, viertens die Waffenindustrie. Mit dem Wort «Industrie» grenzt Seesslen ein an gewöhnlichen Bedürfnissen orientiertes Angebot ab von einem Geflecht aus Wettbewerb, Überangebot, Innovations- und Rationalisierungszwang, dem alle diese Bereiche heute unterliegen. Abgesehen von der vierten, werden alle diese Industrien hauptsächlich vom Wunsch nach vollkommener und immerwährender Gesundheit in Schwung gehalten und vorangetrieben.

Selbstverständlich war Gesundheit immer ein hohes Gut. Aber es war ein Gut unter anderen und vor allem eines, über das man nur sehr beschränkt selber verfügen konnte. Problematisch wird die Konzentration auf die Gesundheit dann, wenn sie als vollständig herstellbare Ware erscheint. Während es früher hiess: Gesundheit ist ein Geschenk, hiess es bald einmal: Ich sollte etwas für meine Gesundheit tun. Früher fragte man: Was nützt mir die Gesundheit, wenn die Seele Schaden nimmt? Später sagte man: Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts. (Schopenhauer) Und heute heisst es: Gesundheit ist das höchste Gut. Früher hiess es für fast alle, Gesundheit kannst du nicht kaufen. Heute sagen das immer noch alle, aber es gilt nur noch etwa für die Hälfte der Menschheit. Früher sagte man trotzig: Meine Gesundheit ist meine Sache. Heute heisst es: Ungesundes Verhalten schadet allen. Früher hiesss es: Das Alter bringt Gebrechen. Heute heisst es: Gebrechen im Alter hat nur, wer in der Jugend nicht vorsorgt.

Der Medizinethiker Giovanni Maio hat in einem Beitrag mit dem Titel «Gesundheit als oberstes Gut?» nebst dem enormen medizinisch-technologischen Fortschritt den zweiten Grund für diese Verschiebungen benannt: «Solange der Wert jedes einzelnen Menschen davon abhängt, ein gelingendes Leben vorzulegen, und solange das Gelingen von den Parametern der Leistungsgesellschaft abhängt, erlangt gerade die Gesundheit einen besonderen Stellenwert. Die Gesundheit gilt als unabdingbares Ermöglichungsgut für eine auf Machbarkeit, Mobilität und Aktivität ausgerichtet Gesellschaft.»

Das Revival des Biologischen und die verlorene Würde der Toten

Aber der enge Fokus auf Gesundheit hat eine schliessende Tendenz. Das heisst: Innerhalb der Gesundheitslogik gibt es wenig Platz für andere Logiken. Alles, was dagegen gesagt werden kann, stellt sich nicht nur ausserhalb der Rationalität, da man vernünftigerweise nichts gegen Gesundheit haben kann, sondern auch ausserhalb der Moral oder der Solidarität, da die eigene Gesundheit immer auch, sei es wegen der Kosten, der Ansteckungsgefahr, dem Pflegeaufwand usw., die anderen in Mitleidenschaft zieht. (Auch hier gilt es, Vorsicht walten zu lassen gegenüber sogenannten «Lehren aus der Pandemie». Das eigene Gesundheitsverhalten mit dem Solidaritätsbegriff zu koppeln ist zwar in einer Pandemie sinnvoll, grundsätzlich aber eine problematische Verbindung.)

Es liegt in der Natur der Sache, dass in der Coronakrise diese schliessende Seite der Gesundheitslogik eine starke Wirkung entfaltet hat. Zudem konnte man sehr gut sehen, wie unter dem Vorzeichen, dass es nicht nur die anderen im fernen Asien, sondern jeden zu Hause treffen kann, phasen- bzw. schichtweise die Gesundheitslogik über die sonst übermächtige Kapitallogik triumphierte.

Die Freude darüber sollte aber gedämpft bleiben. Denn mehr noch als dem Kapital kann man der Gesundheitslogik anlasten, dass sie wählerisch ist. Und wo immer in der Geschichte der Menschheit die Biologie über den Geist triumphiert, tritt das gemischte Doppel «Auswahl» und «Ausschluss» in die Arena. Wie schnell gruselt uns in unseren lichtdurchfluteten, weiss gekachelten Neubauten doch vor dem «zusammengepferchten» Leben in den engen Gassen der Armenviertel (wobei wir das Gruseln auch gerne mit Mitleid verwechseln) oder vor der «mangelnden» Hygiene der (kranken) Nachbarn oder Passanten. Der stets problematischen, religiösen Unterscheidung von rein und unrein, die aber immer Körper und Geist meinte, und gegen deren biologistische Zuspitzung sich schon Jesus mit dem polemischen Wort: «Nicht das, was durch den Mund in den Menschen hineinkommt, macht ihn unrein, sondern was aus dem Mund des Menschen herauskommt», zur Wehr setzte, droht ein rein biologisches Revival.

Selbstverständlich ist es nicht so, dass dieses Virus in die Welt gesetzt wurde, um die Menschen ihrer Freiheitsrechte zu berauben und sie zu kontrollieren. Die Zeit, die wir bisher mit dem Virus verbringen mussten, zeigt uns aber nicht mehr und nicht weniger als ein Extrembild einer Gesellschaft, die die Gesundheit ihrer Bürgerinnen und Bürger sehr stark kontrolliert.

Der Verschwörungsfuror und die Fundamentalopposition der Impfgegner und der Gegnerinnen der daten- und computergestützen Spitzenmedizin gefährden ernsthaft ihre Errungenschaften gegen schlimme Krankheiten. Aber wer im Kampf gegen diese Meinungen selber keine Unterscheidungen macht zwischen Kinderlähmung und Masern, zwischen Covid-19 und Malaria, zwischen Seuchenschutz und Handy-Tracking, erzeugt die eine Unvernunft durch die andere. Bei beiden Gruppen ist ja die Grippe eine wohlfeile Referenzgrösse: Wo diese phantasieren, Corona sei nicht mehr als eine Grippe, glauben jene zeigen zu müssen, für wie viele tödliche Ansteckungen nicht gegen Grippe geimpftes Pflegepersonal in Spitälern verantwortlich sei. Hier wie dort handelt es sich um Reinheitsphantastiker, die auf das Biologische fixiert sind: Die einen glauben an die reine Natur, die anderen an die reine Kontrolle der Natur.

Was befürchten jene, was verteidigen diese? Zu verteidigen ist der Schutz jeden menschlichen Lebens mit allen uns zur Verfügung stehenden Menschen und Mitteln. Zu befürchten ist, dass die Mittel nach dem Stand der heutigen Technik das zu schützende Leben auf eine Art und Weise rationalisieren, vermessen, verzwecken, entkleiden und parzellieren, dass davon manchmal nur das berühmte nackte (Über-)Leben übrig bleibt.

Doch was braucht es, damit es nicht nackt ist? Reicht allein die Selbsterhaltung, oder muss es Selbsterhaltung in Würde sein? Wieviel medizinische Fremderhaltung erträgt die Würde? (Kann die Medizin nicht immer gleichzeitig zu wenig und zu viel?) Ist Würde Sache der Einzelnen oder Aufgabe der Gesellschaft? Hat nicht auch der Tod, den wir ein ganzes Leben wie den Leibhaftigen abwehren, um ihn am Ende doch (mit Exit?) selber zu rufen, ein gewichtiges Wort über die Würde des Menschen mitzureden? Und sind wir nicht gerade dort so ratlos wie keine Kultur und keine Gesellschaft vor und neben uns? So ratlos, weil wir nicht mehr glauben, was seit 6000 Jahren alle Menschen geglaubt haben, dass den Toten genauso viel Ehre und Raum gebührt wie den Lebenden? Ist nicht das ewige Leben, das wir uns nur noch als ewige Langeweile vorstellen können, auch deswegen zur sportlichen Diesseitsutopie geworden, weil wir uns vom Jenseits nichts mehr erhoffen – vielmehr die Toten als solche betrachten, die wir nicht nur verloren haben, sondern die auch verloren sind? Ist das Leben nackt, wenn auch die Toten nackt sind?

Rolf Bossart, 1970, ist Publizist, Gymnasiallehrer und Theologe aus St.Gallen.